

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 32 (1938)
Heft: 10

Artikel: Blanche Gamond
Autor: Anneler, Hedwig
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-137226>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Du, der treu ist, dem nicht im Irrtum mein Leben sich verbunden hat, der so oft nach dunklem Wandern durch Abgründe mir herrlicher als zuvor erschien, du wirst auch in und über dem dunklen Weltgeschehen dieser Tage kein anderer sein. Immer und immer wieder habe ich — beschämt — erfahren, wie du größer warest als unser Herz und deine Erfüllung, sogar bei viel Untreue auf unserer Seite, scheinbar noch herrlicher als die Verheißung. Immer und immer wieder habe ich erfahren — es ist vielleicht die tiefste Erfahrung meines Lebens —, wie das *Vertrauen* Recht behielt, wie ich *zu wenig* vertraut hatte. Darum will ich dir Treue halten in dieser letzten, furchtbarsten Probe. Und du wirst Wort halten.

Liebe Freunde! Ich denke, daß, frei verstanden, wie er es ja immer wollte, der Mann Recht behalten wird, der überhaupt am gewaltigsten und konkretesten vorausgesagt hat, was jetzt geschehen ist und geschieht — *Christoph Blumhardt*. Lasset uns seinen Ruf hören in dieser furchtbaren, in dieser verheißungschweren Stunde:

„Wir stehn im letzten Kampf und Strauß,
Wo Tod und Leben ringen.
Drum bleibet fest und haltet aus,
Sonst kann's Euch nicht gelingen.
Es stürzt die Welt, die alte, ein
Und Jesu Christi Reich allein
Ersteht auf ihren Trümmern.“

Leonhard Ragaz.

Blanche Gamond.

Vielleicht gingst du in Zürich schon einmal über eine der Stätten, wo vor zweihundert Jahren noch Friedhöfe waren — bei der Zentralbibliothek etwa, auf dem Zwingliplatz, beim Glockenhof oder auf dem Leonhardsplatz? Da mag dir ein Stäublein entgegengeweht sein aus dem Grabe Blanche Gamonds, die hier in Zürich eingebettet worden ist, im Jahre 1718.

Sahst auch wohl schon die Aare einherfluten, durch ihren waldreichen „Gau“, oder durchs lachende Bernbiet, blau wie die Tiefen des Gletschers, daraus sie entquillt? — Auf der Aare, auf einer Barke, ist im Jahre 1717 Blanche Gamond einhergefahren, von Bern her, Zürich zu, hoffend auf Gefundung nach langen Leiden — dem Tode entgegen.

Und in Bern kennst du gewiß die Französische Kirche. In ihrem Friedhof — jetzt ist er nicht mehr — haben sie im Jahre 1709 Blanche Gamonds Vater bestattet, den Letzten der Ihrigen, — haben sie ihre liebste Freundin begraben, ihre Leidensgefährtin Jeanne Terrasson, — und im September 1688 Blanche Gamonds Mutter — oh, die liebendste Mutter, die

fein kann: Benoîte Malarte mit Namen. Damals war Blanche Gamond nicht in Bern. Sie ist dahin erst im Oktober gekommen, das Herz wund vor Schmerz.

Von da an bis 1717 hätten wir Blanche Gamond in den Gassen Berns antreffen können, auf dem Gang zur Kirche vielleicht, an einem Sonntagmorgen: ihr hättet sie aber nicht an ihrer französischen Sprache erkannt, denn es waren Taufende, immer Neue, die damals, geflohen aus Frankreich, französisch parlierten in Bern; auch nicht am dunkeln Kleide und weißen Häubchen, denn zahllose Frauen und Mädchen aus ihrer Heimat, dem Dauphiné, trugen diese Tracht durch Bern hin; und auch nicht an der Martergestalt, denn ihrer waren nicht zu zählen, die da in französischen Gefängnissen gehungert, und abgemagert waren durch ihre Flucht über die Berge bis hierher. Nein, sondern am Krückstock und am verkürzten linken Bein kenntet ihr sie; denn so viele der französischen Reformierten man auch in Frankreich mißhandelt, um ihres Glaubens willen, so hat man doch wohl nur ihr allein, nachdem ihr die Flucht aus greulichem Kerker mißlungen, — nur ihr allein „zur Heilung“ eines Beinbruchs ein Stück Fleisch bei lebendigem Leib aus der Hüfte geschnitten.

Darüber hat Blanche Gamond in Bern Aufzeichnungen gemacht.

In einer der großmächtigen Stuben des alten Berns wohl, wo sie bei barmherzigen Privaten Aufnahme gefunden? — Oder im Gemach eines Spitals, darin das Komitee für die Flüchtlinge die Allerkränksten versorgt? Oder in einer einstigen Mönchszelle zu „den Predigeren“, im ehemaligen Kloster, das die Regierung für die stets aufs neue her- und durchströmenden Glaubensgenossen eingerichtet hat?

Lodert ein Feuer im Kamin, Blanche Gamond, leuchtet dir die Flamme einer geschenkten Kerze, du Kind des Südens, während du, nur halb und in Schmerzen auf deinem Sitz klebend, deine Buchstaben himmalst aufs Papier, in einem Französisch, das du bloß in der Schule, der Kirche und beim Bibellefen gelernt, da deine Stadt, deine Eltern und du selbst die Mundart des südlichen Frankreichs gesprochen?

Oft wischest du dir über die Augen, die überfließen von Tränen, — legest ein paar Mal den Kopf in die Arme, von Schluchzen geschüttelt, — doch ein oder zwei Mal lächelt dein Antlitz wie Sonne durch Regen. Dein Antlitz ist licht.

Blanche Gamond ist unweit von Orange geboren, in Saint-Paul-Trois-Châteaux, das schon die Römer gekannt. Es war Bischofsstadt, später, bei Blanche Gamonds Geburt, 1664.

Damals hat in Frankreich Ludwig XIV. geherrscht, der „Sonnenkönig“, der glänzendste König, den Europa noch sah. Es ist lauter Gefunkel um ihn her, Siegesjubiläum großer Armeen, Segelleuchten auf allen Meeren, Goldgeklingel in Kaufhäusern und Banken, ein Blühen der Künste, des Wissens, lauter Liebeswettstreit. Mitten im Glanz ein greulicher Flecken: der König will herrschen auch über die Gewissen, die

Seelen der Menschen; er will, daß alle „rechtgläubig“ sein sollen, so wie er es zu sein meint; er maßt sich an, auf Erden an Gottes Stelle zu treten.

Aus diesem fauligen Flecken, aus diesem Wahne heraus ergießt sich mit der Zeit eine Flut, die Hunderttausende protestantischer Franzosen auf lange hinaus zu Ueberläufern machen wird, zu gezwungenen Heuchlern, — ungezählte Tausende in einen qualvollen Tod treibt, und 700 000 der besten Menschen aus dem Lande verjagt.

Unter ihnen ist Blanche Gamond.

Im Jahre 1683 — Blanche Gamond ist neunzehnjährig, damals — ziehen in Saint-Paul-Trois-Châteaux königliche Dragoner in die Mauern, mit dem Befehl, die Reformierten zum Abschwören ihres Glaubens zu bringen. Im Elternhause Blanche Gamonds sind oft ihrer zwanzig, die den Wein trinken aus den Reben der Gamonds, das Brot vertilgen, auf ihren Feldern gewachsen, die Speckseiten ihrer Schweine braten und fressen. — Wird ein Trupp Soldaten entfernt, so ist schon ein anderer in der Tür, zu verwüsten, was nur möglich. — Dies dauert zwei Jahre hindurch.

Doch niemand im Hause Gamond schwört ab.

Die Kirche der Reformierten ist seit langem geschlossen. Die Glocke, die die Reformierten irgendwo in der Erde vergraben, wird von den Soldaten geraubt und mit Pomp auf die Bischofskathedrale gezogen. Im Sommer 1685 wird auf des Königs Befehl die reformierte Kirche zerstört.

Alle Protestanten sollen abschwören. Um Flucht unmöglich zu machen, soll die Stadt ringsum von Soldaten besetzt werden.

Blanche Gamond rettet sich vorher noch hinaus. Die Eltern vermögen noch zu folgen.

In einem Garten müssen wir sie nun suchen, die drei, in einem der ummauerten Gärten, die heute noch rings um das Städtchen verstreut sind, und in deren jedem sich noch heute, inmitten von Maulbeerbäumen, ein schmales Wachthäuslein verbirgt. Da kochen die drei an einem Feuer ihre Suppe.

Ein Knabe hastet plötzlich heran, flüsternd, die Stadt sei nun umstellt, der Sohn des Hauses, der aus Paris hergekommen, sei auf der Flucht am Tore gepackt worden mit dem Silber der Familie, das er auf sich getragen, — und die Soldaten machten bereits Jagd auf die Flüchtigen ringsum. Schon sei eine Frau auf dem Berge ergriffen und mit einem Strick um den Hals zum Bischof geschleppt worden, daß sie abschwöre.

Da fliehen die Gamond hinweg.

Nirgends ist Zuflucht zu erhoffen als vielleicht in Orange, das damals noch den reformierten Fürsten von Oranien, den Statthaltern der Niederlande, gehörte. Die Stadt ist 29 Kilometer von Saint-Paul entfernt.

Keinem Haus darf man nahen, aus Furcht vor Verrat. Der Vater Gamond, eben erst vom Krankenbett aufgestanden, läßt sich alle Halbstunden oder Stunden auf die Erde hinfallen, erschöpft.

Nach Tagen kommen sie endlich nach Orange. Plätze und Gassen und Häuser sind mit Flüchtlingen gefüllt. Die „Rechthgläubigen“ der Stadt blicken giftig. Der Bischof schickt Meldungen an die französischen Truppen, die schon in Montélimar stehen. Die Protestanten von Orange schlottern vor Angst. Der Angriff kann jede Stunde erfolgen. Die Mauern sind schon früh von französischen Truppen geschleift worden.

Eines Tages heißt es: „Die Franzosen sind da!“ Zwar falscher Lärm nur. Aber die Behörden befehlen, voll Entsetzen, die Flüchtlinge müßten alle hinaus. Nun Flehen allüberall, Weinen, Schluchzen, Geschrei. Die Gamonds haben noch ein Obdach bei Verwandten.

Eine Zeitlang nachher, eines Nachts, wird Orange wirklich umstellt. Denn jetzt hat der König das *Edikt von Nantes* für null und nichtig erklärt, das den Protestanten in seinem Reich noch Duldung gewährte. Und den Zufluchtsort Orange will er nicht mehr bestehen lassen. — Ganze Familien ziehen durch die Gassen zum Bischofschloß hin, ihren Uebertritt zu unterzeichnen. Die Bevölkerung der ganzen Stadt wird zusammengebracht und schwört ab. Für die Gamonds heißt es: Hinweg! Doch wohin, wohin jetzt?

Vater und Mutter und Tochter irren nun lange in den Buschwäldern umher, die die Hügel zwischen Orange und Saint-Paul-Trois-Châteaux bedecken. Sie huschen zwischen den schwarzen Zypressenreihen entlang, hinschlüpfen durch Ginstergebüsch, Zuflucht suchen unter überhängendem Fels, frierend, hungernd, die Kleider zerfetzt. „Und der Regen fiel unablässig hernieder.“ —

Sie müssen sich endlich trennen, die drei, aus Furcht vor Verrat. Die Eltern finden sich anscheinend nach Saint-Paul zurück. Vielleicht daß sie dort endlich ihre Namen in die Listen der Uebertretenden schreiben. Blanche Gamond wird solches nie tun.

Sie kehrt heimlich nach Orange zurück, und Freundinnen geben ihr, trotz Lebensgefahr, Obdach in ihrem Hause.

Eines Nachts, gegen den Frühling, sieht Blanche Gamond helles Licht und hört eine Stimme, die ihr zu fliehen befiehlt und ihr den steten Schutz Gottes verspricht, wenn sie treu bleibe.

Mutig wandert sie in der Richtung der Vaterstadt hin. Die Eltern und der Bruder, der sich vielleicht durch scheinbaren Uebertritt hat freimachen können, kommen heimlich zu ihr. Der Bruder entschließt sich, mit Blanche Gamond zu fliehen. Eltern und Kinder nehmen Abschied unter Tränen. Für immer vielleicht?

Die Tochter schickt den Bruder noch einmal zurück: ohne die Mutter kann und kann sie nicht fortgehen. Und sie kommt, für die Flucht in die Fremde, aus dem Land.

Schwester und Bruder und Mutter sind nun auf der Flucht, der Grenze entgegen, die unendlich fern scheint. Sie huschen durch Schluchten mit schwarzen, den Himmel abriegelnden Wänden, waten durch eiskalte Bäche hindurch, tasten sich durch Steinwüsten hin, klettern über

Bergkämme, stapfen durch Schnee bis zu den Schultern. So fliehen sie den März 1686 hindurch.

Endlich, endlich gelangen sie nach Grenoble hinab.

Grenoble hat sich gleichschalten lassen. Die es nicht taten, sind geflohen, ihrer 2000 Menschen, oder fliehen noch jetzt, nachdem sie scheinbar übergetreten. Einige Frauen allein blieben fest, ständig überwacht und gequält. Flüchtlinge von weit her sind noch in der Stadt, für ein, für zwei, für drei Nächte versteckt.

Unfre drei finden sich mit einem Trüpplein zusammen und dingen Führer, Schweizer Führer vielleicht, wie ihrer manche, vor allem der edle Paul Ragatz, unter Lebensgefahr armen Verfolgten über die Grenzen hinweg.

Der Isère nach schleicht der Trupp. Bauern und Soldaten lauern überall auf. Eine Prämie wartet für jede Ergreifung.

Bei Goncelin harrt, im Gebüsch versteckt, eine Barke. — „Hinein, hinüber!“ drängen die Führer und stoßen ab. Eine Insel ist da, mitten im Fluß, von Baum und Strauch überwachsen. Sie bergen sich drin.

Doch horch, Ruderschläge, Waffengeklirr, Gröhlen! Hoi, es bricht durchs Geäst: Pferde! Uniformen! Spieße! — „Hei, Sacre-Dieu, welch ein prächtiger Fang!“ — Die Flüchtlinge wehren sich nicht. Wie könnten sie auch, ohne Waffen? Ans Land mit ihnen, zurück!

In La Terrasse werden sie in Häuser gesperrt über Nacht. Am andern Morgen führen Kavalleristen sie den Fluß entlang nach Grenoble hin, dem Gerichtsort. Es steht lebenslängliche Haft auf der Flucht.

Der junge Gamond und der junge Cassagne setzen, hopp, in Sprüngen seitwärts und weg. Einer der Soldaten stiebt ihnen nach, glücklich umsonst. Oh, und die andern fluchen! „Ein Gewinn wieder hin! Hündinnen, euch muß man an die Roßschwänze binden!“ — Zwischen den Rossen bringt man Blanche Gamond, ihre Mutter und Marthe Cassagne in die Stadt.

Man führt sie vor ein erstes Gericht — ein zweites — ein drittes: die Mutter wird frei, vielleicht weil sie sich von neuem zum vorgeschriebenen Glauben bekennt. Blanche Gamond und Marthe Cassagne sind im Gefängnis.

Oh, dies Durchsuchen ihrer Kleider, ihrer Hemden, ihres Leibes — durch Männer! — Dies Eingesperrtsein! — Diese täglichen Besuche von Feinden — und von Wohlmeinenden auch, die ständig zum Uebertreten auffordern! Und Versprechen und Drohen der Richter!

Eines Abends werden die Mädchen durch Gänge, über schlüpfrige Treppen hinab immer tiefer geführt — Tritt um Tritt hinab in die Nacht: ihrer achtzig Frauen und Mädchen sind nun im unterirdischen Loch.

Die Wellen der Isère klatschen an den Mauern ihres Gefängnisses vorbei. Wenn der Fluß stiege, so müßten seine Wasser durch die Fensterlucke hereinschlagen. Der Boden ist Schlamm, die Wände sind naß.

Kaum kann ein Lichtgruß durch die Lucke hereindringen. Auf Mauervorsprüngen müssen sich die Gefangenen betten. Es sind bald fast alle krank. Fieber glüht ihnen im Leib, und ein beißender Ausschlag quält ihnen die Haut. Ratten laufen über sie hin, und der Läuse ledig zu werden, ist unmöglich.

Willst du nicht abschwören, Blanche Gamond?

Der Richter redet väterlich mild. Er verspricht ihr sogar einen jungen Gatten zum Lohn, wenn sie abschwört. Dann flucht er, und droht, ihr Leib werde verfaulen, ihre Seele verdammt sein. Die glänzenden Augen Blanche Gamonds schauen ihn an, unentwegt. Ueber diese Seele haben Erdengüter keine Gewalt.

Am 16. Juli ergeht das Urteil: Blanche Gamond und Marthe Casfagne sind verurteilt zum Abrasieren ihres Haares und zu lebenslanger Haft. — Man bringt beide Frauen in den furchtbaren Kerker zurück.

Nun ist ja Sommer, nicht wahr?

Rosen, die da duften, irgendwo auf der Welt? Glanz von Lilien, Buschgeflüster, Vogelfang, Sonnengold?

Drei Schritte her, drei Schritte hin in Kerkernacht, in stinkendem Schlamm. Das Fieber glüht. — Doch kein Ergeben, trotz allem nicht.

Sie sind gut miteinander, die gefangenen Frauen, trösten einander, stärken einander mit den Sprüchen der Bibel. Und morgens, mittags und abends dringt aus der Lucke, über das Wellenziehen hin, silbern ihr Sang: sie singen die Psalmen.

„Ketzerinnen, verfluchte, wollt ihr schweigen?“ — Sie lächeln, aus den entstellten Gesichtern heraus. „Wenn unsere Lippen schwiegen, so fängen die Steine zu Gottes Ehr!“

Mählich wird der Kerker finster, von Tag zu Tag, die Nächte unendlich lang. Herbstnebel quellen herein, grauer, eiskalter Qualm. Sie schlotten alle, auf dem stinkenden Stroh. Und stündlich geht die Tür auf und senken sich abscheuliche Droh- und Scheltreden in ihre Seelen hinein.

Ach, was wär's ein Labfal, einen Augenblick lang in der Herbstsonne sich wärmen zu können! Ein seliger Traum, in der Eltern sicheren Armen zu ruhn! Ein Entzücken schon wär ein sauberes Hemd!

„Unser Leben geht eilends vorbei“, tröstet Blanche Gamond. „Wer treu bleibt bis in den Tod, auf den wartet die Krone!“

Es wird kalt und kälter mit jedem Tag. Nirgends ein Feuer, die Glieder zu lösen. Die Füße sind wie Eis, die juckende Haut starr. Es nützt nichts, in die Hände zu schlagen. Und der Hunger frißt sich durch die Eingeweide hinauf.

Eines Tages kommen die Schergen der Regierung. Blanche Gamond und viele andere müssen hinknien. Eine Faust reißt ihnen die Haube vom Kopf, dreht ihnen die Haare zum Wirbel, schneidet sie ab. Dann fahren rostige Klingen wie glühende Pflugshare über den Nacken hinauf, den Scheitel hinweg, in Ohren und Haut, daß das Blut niederrinnt.

Ist nun Advent, feligen Wartens schwer? Weißt noch, weißt, wie es daheim war? — Und Weihnachten jetzt? — Denkt wohl auf seinem Glanzthron der König jenes Kindes, um dessen Wahrheit sie leiden: die gefangenen Männerflüchtlinge, die auf den Galeeren rudern müssen, von Stockschlägen traktiert, und die gefangenen Frauen in Kerkernacht?

Drohungen, furchtbare Flüche und Hunger sind ihr Teil. —

Es geht gegen den Frühling. Die Wellen schlagen wilder, klatschklatsch, an die Kerkerwand. Wenn man auf den Boden tritt, schmatzt, vor Nässe, der Schlamm. Und es gehen Gerüchte von Ohr zu Ohr, daß der Kerker geräumt werde, bald, daß die Standhaften hinausgebracht würden in ein schreckvoller Verließ noch, in die Hände eines Satans von Menschen. Das sei ein Mann, „der mit Stöcken erschlägt, mit Ochsenfellen peitscht, Mädchen vergewaltigt, starke Männer zu Tod gemartert hat“ — o Gott und Vater, Erbarmen!

Marthe Cassagne hält es nicht aus. Sie erklärt, nach innern Kämpfen, abschwören zu wollen. Blanche Gamonds Mutter findet den Weg in den Kerker hinein. Die Tochter geht weg vor ihrem Anblick. Die Mutter *darf* sie nicht überreden. Das erträgt sie doch nicht.

Jeanne Terrasson, die getreueste Freundin, die standhaft geblieben, ist schon weggebracht worden, zum furchtbaren la Rapine.

Hinaus nun auch ihr, Halsstarrige ihr, die man anschreit, vielleicht weil man sonst schluchzen müßte vor Erbarmen. Alle Treppen hinauf nun.

Licht, Tageslicht, umtaumelt sie endlich. Blanche Gamonds Mutter rennt da herbei. „Kind, Kind!“ Sie schluchzt ihr am Halse. Man treibt sie mit Stockschlägen hinweg. — Hinter dem Justizpalast führen Stufen hinab: da, auf der Isère, wartet ein Schiff. Menschenmassen stehen da und staunen. Ein Flüchtling rennt in Sprüngen die Treppe hinauf. Sie lassen ihn durch. Niemand hat das Herz, ihn zu packen.

Sträflinge, in Ketten, regen die Ruder — einszwei — einszwei — furchtbare Gesichter. Es sind Verbrecher, sind Mörder. Sie gießen Sturzbäche von Flüchen und Unrat über die Glaubensgefangenen aus. Die Zitadelle bleibt zurück, der Palast der Justiz, Grenoble.

Sie fahren an herrlichen Ufern vorbei. Oh, ist es wahr, daß Bäume blühen auf dieser fündenüberfluteten Erde, Himmel sich blau, sonnenstrahlend hinwölbt? — Wer doch Vogel sein dürfte oder Fisch! Ein kleinstes Tröpflein im hinströmenden Wasser! O gefesseltes, gemartertes Menschendasein!

Ein Priester ist da. Er setzt sich neben Blanche Gamond hin. „Was wollt Ihr Eure Irrtümer nicht lassen? Der hohe König denkt anders als Ihr, alle die vielen, gescheiterten Männer im Reich und alle glücklichen Frauen! Seid Ihr so überzeugt von Eurem eignen Verstand? Euer Leib ist in Ketten, in Ketten Euer Geist, und noch nach dem Tode werdet Ihr unglücklich sein!“

Auf eins ist da Blanche Gamond wach. Durch Stunden, auf dem

Flusse hinfahrend, erklärt sie ihren Glauben und kämpft für seine Wahrheit.

„Auf die Knie!“ schreit der Schiffsführer auf eins. Ja, es schaukelt, die Wasser brausen und wirbeln ringsum. „Auf die Knie, oder wir sind alle zerschellt!“ Der Priester sinkt nieder: „Omnes sancti et martyri, orate pro nobis!“¹⁾ Blanche Gamond hebt ihr Antlitz empor: „Dein Wille geschehe, mein Vater!“

In Romans hält das Schiff an. Es ist Abend. Neugierige schauen schweigend. Es wäre gefährlich, Teilnahme zu zeigen, und doch tut einem das Herz weh. Man hat noch vor kurzem zu diesen Märtyrern gehört.

Frühmorgens bringt man die Gefesselten wieder zum Schiff.

Wie die Sonne nun brennt, wie sie sticht, nun! Wie schnell, wie rasend die Ruder einschlagen! Wie fürchterlich schnell der Bug den Fluß teilt! Valence zu geht es, zum furchtbaren La Rapine — Was tun? Nichts kann man tun, als das Gesicht in den Händen verbergen und flehen: „Gib mir Treue, o Gott, gib mir Kraft!“

Barken jetzt, Schiffe mehr und mehr, Gerufe, Händeverwerfen, Rudergeklapp, Befehle. Valence! In Valence schon angelangt nun.

Braune Mönchskutten, lange Bärte drängen sich an die aussteigende Blanche Gamond heran, zur Rechten, zur Linken. Zuerst hold, dann mit Drohen, und endlich in Wut suchen sie die Gefangenen zu überreden. Ist nirgends, nirgends ein Entfliehen?

Sie gellen Blanche Gamond in die Ohren hinein: „Wir gehen voraus! La Rapine zeigt euch Ketzern schon die Wahrheit!“ — Oh, wäre der Weg länger, könnte er Stunden doch dauern!

Plötzlich ein Halt. Ein vornehmes Tor wartet da, mit Pilastrern geschmückt: das Tor des großen Spitals, in dem La Rapine befehlt.

Die berittenen Soldaten machen kehrt. Fußsoldaten zur Rechten, zur Linken geleiten den Gefangenentrupp durch den Torgang hinein.

„Halt! Richt . . . euch!“ Sie stehen eifern in einer Reihe.

Und tapptapp nun heran, kurz, hart, furchtbar. „Augen — auf!“

Vor ihnen ein Leib wie ein Stier, Hände wie Prätzen, Augen, die dir in die Seele hineinglühen: La Rapine. — Der ist das nun, dessen Labe armer Menschenbrüder Gestöhn ist, dessen Erquickung in Fetzen gerissenes Menschenfleisch, — der da Seelen erwürgt — La Rapine!

Früher ist er ein Abenteurer gewesen, ein Räuber, ein Wüstling und ein Vergifter. Dann ist er den Gerichten entflohen. Nach seiner Rückkehr, mit angenommenem Namen, hat ihn der Bischof von Valence als getreuestes Werkzeug über diesen Spital eingesetzt. Es pfeifen es bald die Vögel von den Dächern, daß das Armengut in seinen Händen hinschmilzt wie Schnee, daß er den Dirnen, die zur Besserung im Spital eingesperrt sind, Arme und Beine zerbricht, daß er Waisenknaben, ihm

¹⁾ Alle Heiligen und Märtyrer, bittet für uns. D. Red.

hier zur Erziehung übergehen, zu Tode geprügelt hat. Für die „Ketzer“, die ihm das Parlament von Grenoble übergibt, kann es in keiner Hölle greulichere Qualen geben, als bei ihm.

Ein angesehener Advokat ist eben jetzt von ihm, um seines Glaubens willen, zu Tode gepeitscht worden. Einen andern Ketzer hat er hungern lassen, bis er sich die eigenen Finger abbiß und in Qualen verschied. Junge Mädchen und Frauen hat er gemartert, bis sie wahnsinnig geworden.

Blanche Gamond, Jeanne Terrasson, oh, ihr Frauen, haltet ihr fest?

Sobald der Tag graut, treibt man euch nun täglich aus euren Betten heraus, die Nester sind voll Wanzen, Flöhe und Läuse. Als Kost erhaltet ihr Brot, das Hunde ausspeien würden, — Kohlsuppe ohne Fett und Salz, aber voll Raupen, und gerade nur soviel, daß ihr nicht alsbald sterbet.

Ihr habt die unzähligen Gemächer und Gänge, ihr „Abhub des Spitals“, vom Staub und altem Unrat zu putzen, die Treppen zu waschen, über die man eure Glaubensgenossen hinabgeschleift hat. Ihr habt Messing und Kupfer der Küche wie Gold erglänzen zu machen, alles Zinn so wie Silber. Ihr habt zu spinnen, zu nähen und zu flicken, so lang man irgend eine Nadel noch sehen kann. Ihr habt durch die Gärten, aus dem Kanal, in Hitze und Sonnenbrand im Bottich Wasser zu tragen, das man ausgießen wird vor euren Augen, hohnlachend.

Ein Ausrutschen des Bottichs: eure Hände und Arme werden mit Ruten gezüchtigt. Ein angeblicher Blick von Jeanne Terrasson zu einer Gefährtin, und mit der Hand, den Fäusten, ja mit einem Bund Schlüssel schlägt man dir den Kopf blau. Ihr werdet täglich über die Treppe hinab — Kopf voran manchmal —, wenn ihr euch weigert, mit Fußtritten und Schlägen, in die Kapelle geschleift. Jeanne Terrasson wird vor ihrer Zelle im Gang mit Stöcken geschlagen, bis die Schlagenden erschöpft sind. Blanche Gamond wird in der Küche mit den Armen an Regalen aufgehängt und auf den nackten Oberleib mit Ruten gepeitscht, bis sie für tot niedersinkt. Und in allem und jedem tobend Gebrüll: „Verfluchte, ergebt euch! Hündinnen, unterzeichnet! Tretet über, bevor ihr verreckt! Vipern ihr, tretet über, bevor man euren Leichnam zum Schinder hinschleppt! In der Hölle bratet ihr Verdammten auf ewig!“

Die Haut vom Ungeziefer zerfressen, das man nicht abtun darf, die Muskeln von Lasten zerdehnt und zer schlagen, Geist und Seele ständig gemartert, bedroht — nein, keine Hölle kann entsetzlicher sein, als Menschen sie Menschen bereiten.

Da muß La Rapine verschwinden, mit eins, und nach ihm seine beste Gehilfin. Die Stadt hat ihn endlich vertrieben, nachdem der Bischof, der ihn beschützte, zum Lohn für seinen Eifer zum Erzbischof von Aix ernannt worden ist. Noch gaukelt La Rapine aber lange in unendlicher Frechheit dahin, bevor ihn das Dunkel auf ewig verschlingt. — Blanche

Gamond, Jeanne Terrasson und ihr andern Getreuen, euer Herz möchte lachen in Glück.

„An Stelle des großen Schurken sind nun viele kleine getreten“, schreibt aber Blanche Gamond heimlich an Geflohene in der Schweiz. Nur diese eine Erlösung wird ihnen vom neuen Bischof vergönnt, daß sie nicht mehr in die Kapelle gehen müssen.

Im September dann, plötzlich, Alarm der Katholiken im Spital, ein furchtbar Geschrei: „Wir werden alle mit dem Spital zusammen verbrannt!“ Es erweist sich zum Glück bloß als falscher Lärm.

Doch wahr ist nun das, was eine der Gefangenen der andern zuflüstert in Angst: sie sollen, wenn sie nicht in letzter Stunde abschwören, nach Amerika verbracht werden, wie man es bereits mit andern getan hat. Und man weiß: es sind schon Schiffe mit Gefangenen versunken.

Blanche Gamond und Jeanne Terrasson liegen zu dieser Zeit schwer leidend in der Krankenstube, zuoberst oben im Spital. Es sind da ihrer vier Standhafte nah beieinander. Eine davon ist noch weniger zer schlagen als die andern und erklärt: „Es ist nicht Gottes Wille, uns hinschlachten zu lassen! Wozu gab er uns Verstand und junge Kraft?“

Sie vermögen zwei Leintücher in Riemen zu schneiden. Es gelingt ihnen, das Vorlegeschloß an einem Fenster zu öffnen. Niemand sieht sie die Riemen am Dachsparren festbinden. Niemand hört etwas — wer wollte diesen Martergestalten solches zutrauen — niemand träumt das, daß sie zum Fenster hinschleichen in der Nacht — daß sich eine um die andere hinauschwingt, sich festhält am Riemen und sich niedergleiten läßt — die erste, die zweite, die dritte, die letzte — eine jede vor dem Fenster des Spitalrektors hinab. O Schrei und Not: Jeanne Terrasson ist auf einen Haufen Steine gestürzt. Blanche Gamond, die sich mit den Zähnen am Riemen festhielt, da ihr die Arme versagten, stürzt vom obersten Stock herab, die Knochen verrenkend, und bricht sich den Schenkel.

Die Freundinnen binden ihn ein in ein Tuch und schleppen sie an den Armen hinweg. Unendlich scheint der Weg bis zum Stadttor, dem Tor, das hinausführt, unweit der Rhone.

Wehe, dies Tor ist geschlossen bis zum Morgen.

Eine Mauer ist da. Nicht allzuhoch? Hier, da eine Fuge. Da hinüber mit uns! Jenseits ist Freiheit.

Sie reißen Blanche Gamond mit aller Kraft über die Mauer hinauf. Oh, drüben der tiefe Graben — ihr schwindelt, ihr graut. Mit zerbrochenem Schenkel da hinab?

Auf ihr Flehen legen die Freundinnen sie wiederum am Wegrande hin. Jeanne Terrasson vermag mit den andern hinüberzugelangen. Dann sinkt auch sie hin, zu Tode erschöpft. Die Freundinnen schleppen sie zu einem Heuhaufen hin und decken sie zu. Sie ist so schwach, daß sie ihr Rockende nicht mit Heu zu decken vermag, — derweilen, mit hastigen

Wünschen und Versprechen, die zwei Freundinnen in die Nacht hinweg fliehen.

Am Morgen kommen, von ihnen geschickt, Bauern, um die zurückgebliebenen Mädchen zu retten. — Sie finden keine von ihnen.

In Ohnmacht zuerst, dann in unfäglicher Qual, ist Blanche Gamond am Wege liegen geblieben. Jede Sekunde ist eine Unendlichkeit, jeder Versuch, sich zu regen, unsagbarer Schmerz. Kaum vermag sie ihr Kopftuch überzuziehen, daß die Vorbeigehenden ihr Antlitz nicht fähen. Sie betet — sie betet und fleht: oh, viel lieber sterben, als zurück in den Spital!

Bei Tagesgrauen kommen Nachtschlemmer vorbei und gießen schmutzigen Hohn über sie aus. Ein braver Arbeitsmann endlich schickt ihr ein Fräulein aus der Stadt, eine Glaubensgenossin, die übergetreten.

Die bricht alsbald aus in angstvolles Schelten. Zuletzt verspricht sie, Hilfe zu schicken, und schlägt — die Gasse ein zum Spital.

Und bald erscheint Abbé Genest, der jetzige Rektor, der die Hände verwirft und Vorwürfe ausprudelt. Knechte des Spitals suchen indeß ringsum. Plötzlich hört man ihr Schreien. Sie haben Jeanne Terrasson im Heu entdeckt.

Ihrer vier tragen Blanche Gamond zurück zum Spital. O wütende Schmerzen bei jedem Tritt! Sie legen die Martergestalt im Knabenhof auf einen Steinhaufen hin und gehen zum Frühstück. Es ist Sonntag, und die Knaben springen wie Teufel und schreien: „Eine Hexe! Man muß dich verbrennen, du Teufelsbund du!“

Dann die Treppen hinauf. Jede Stufe eine Hölle. Das Fieber durchschüttelt den Leib, die Zähne klappern vor Frost. —

Graut euch, wollt ihr noch weiteres hören?

Wie sie Blanche Gamond in die Haut eines neugeschlachteten Schafes gesteckt, Jeanne Terrasson auf das Bett ihr zur Seite gelegt? Niemand, ach, niemand kommt für eine Pflege.

Nach Tagen erst kommt ein Feldscher herbei, der die verrenkten Glieder in die Gelenkpfannen zurückzwingt und dabei sagt, wie vielen im Spital er solches schon tat. Bei Blanche Gamond ist anscheinend ein Knochen zersplittert. Die Splitter haben die Muskeln der Hüfte zerstoßen. Das Fleisch brennt dort heißer mit jedem Tag, und eines Tages bricht ein Bach von Eiter heraus, der nicht mehr aufhören will.

In die höllische Qual vermag die Mutter zu dringen. „O schöne Seele, was hast du gelitten, — was leidest du noch!“ Schreiend sinkt sie über die Tochter. Nach Tagen wird der Mutter erlaubt — sie hat dafür wohl Unsummen zahlen müssen — aus der Stadt Wundärzte zu bringen. Man muß schneiden, fagen sie.

Einer hält die Kerze zum Leuchten über Blanche Gamond — ein anderer kniet ihr auf ihre Seite. Und der dritte — oh, nicht reden davon! Nicht fagen, wie die Mutter vor der Türe schreit in unsagbarer Not — wie das Messer einhaut in das lebendige Fleisch — einmal, zweimal, dreimal! — Andern Tages kommen die Aerzte, zu sehen, ob Blanche Ga-

mond tot sei. Dann wird ihnen der Zutritt nicht mehr erlaubt, und bald auch der Mutter nicht mehr.

Ein Uebergetretener behandelt Blanche Gamond dann. Bald läßt er sie tagelang liegen in Qual, bald streicht er ihr eine solche Salbe aufs Wundkissen hin, daß ihr ist, es wäre ein Labfal, nach einem weißglühenden Eisen zu greifen. Und grinsend sagt der Mann stets, er wollte sie in einem Monat gesund haben, wenn sie ihre Irrlehre ablegen wollte. Er streitet mit ihr — ein unwissender Esel — bei jedem Besuch über den Glauben.

Katholische Frauen, die ihre Qual sehen, sagen laut: „Wenn sie schon Ketzerin ist — es zerreißt einem das Herz!“

Stets bleibt sie treu. Mag man ihr Speise geben oder sie fast verhungern lassen, — mag man ihr einmal helfen, die dampfende Wunde verbinden oder es nicht tun — mag man ihr freundlich oder zornig zureden: sie bleibt ihrem Glauben stets treu. Priester, die sie als schwache und einfältige Jungfrau ihres Irrtums zu überführen versuchen, finden sie klug, bibelbeschlagen, scherzend sogar — und felsenfest immer. Sie schmeicheln und sie drohen umsonst. Der oberste Herr des Spitals droht umsonst, sie in einer Einzelzelle verfaulen zu lassen. Der neue Bischof von Valence will sie mit einem Gefolge höchster Militärgrößen anschauen. Vor dem furchtbaren Geruche des Eiters ergreifen sie alle mit verhaltenen Nasen die Flucht. Oh, wie Blanche Gamond, wie Jeanne Terrasson lachen! In Not und Schmerz und Verlassenheit lachen sie beide hellauf!

Später teilt man ihnen mit, diese und jene Gefangene sei entflohen. Doch ist das anscheinend nicht wahr. Verwandte und Freunde haben sie freikaufen können. Sie werden als Halsstarrige aus dem Reiche verbannt.

Es ist nun November geworden, im Jahre 1687. Eines Tages, o Wunder, kann Jeanne Terrasson fort! Sie ist frei! — Blanche Gamond weint. Freude und Schmerz weinen beide in ihr.

Lange hört sie das Klappern beider Krückstöcke über die Treppen hinab.

Nun ist sie mutterfeelenallein unter den Feinden.

Wieder bestürmt man sie, wie schon hunderte Male, daß sie abschwören soll. Die gefährlichste Frage kommt nun an sie: „Glaubt Ihr, daß der König verdammt sei?“

Sie antwortet wie immer, klug und wahr zugleich: „Gott steht es zu, die Menschen zu richten, nicht mir. Ich aber, die ich die Wahrheit erkannte, ich würde Strafe verdienen, wenn ich abiele von ihr!“ Unter Wüten und Schäumen geht der Versucher fort.

Dann hört sie von einem Gefangenen, es sei Geld für ihren Freikauf gekommen. Und einige Tage nachher — es ist Abend, Ende November —, da fragt Abbé Geneß sie: „Habt Ihr den Mut nicht, den Spital zu verlassen?“ Er hilft ihr selbst in die Kleider hinein.

Und leuchtet ihr lautlos die Treppen hinab. —

Vor dem Tor warten die Eltern und Freunde, ohne Laut in der Nacht. Sie tragen die Martergestalt lautlos in ein befreundetes Haus. —

Blanche Gamond will nicht im Reich bleiben. Sie darf es auch nicht. Ihr Vater kauft ihr ein Pferd und einen Sattel. Nun könntet ihr ein Trüpplein der Isère entlang ziehen sehen, wiederum Grenoble zu und der Grenze: Vater und Mutter, beide gebückt, führen wechselnd das Pferd und schauen brennend zur Tochter empor, die in Qualen vornüberhängt in dem Sattel. Vorbeikommende höhnen über ihre Gestalt. Doch in jedem Dorf, in jeder Burgschaft, in jeder Stadt, da strömen Menschen herzu, sobald man sie in ein Haus eingetragen hat: „Blanche Gamond! Blanche Gamond, die dem furchtbaren La Rapine widerstand! Blanche Gamond, die Heimat und Wohlstand verläßt, Gott zu dienen in der Fremde! Blanche Gamond, die treu blieb!“

Sie umdrängen ihr Bett. Sie küssen ihr die Hände. Sie weinen nieder auf sie: „Ich war nicht treu! Ich liebte mein Geld mehr als die Wahrheit, liebte mein Haus mehr, die Gattin, die Kinder! Blanche Gamond, o bete für uns! Blanche Gamond, kannst du uns helfen?“

Unter Schmerzen, und ihrem heißen Fieber zum Trotz, tröstet sie sie, richtet sie auf, mahnt sie, die rechte Reue zu fühlen, und rät ihnen, ein Land zu verlassen, darin man Gott nicht nach seinem Gewissen anbeten darf.

In Grenoble bleiben sie den Winter hindurch. Die festgebliebenen Damen schütten ihren Jammer und ihre Not aus über sie. Ein Advokat, der sie im Gefängnis durch sein Schreiben gestärkt hat, traut nicht den Augen: „So ein junges Gewächs? Ein schwaches Frauenwesen? — Säulen, auf die man baute, stürzten mit Krachen, und dies Mädchen blieb aufrecht?“

Im Februar 1688 gelangen Eltern und Tochter nach Genf. —

Genf, das bedeutet die Freiheit. Genf, das ist aller Kerker Sehnsucht und Traum. Zufluchtsstadt, Heilstadt ist Genf.

Strahlend ist der Tag im Maien, da Blanche Gamond an Krücken zur Kirche von St-Gervais hinhinken kann. Selige Wonne, das freie Wort Gottes zu hören.

Nun ist die Not wohl auf immer zu Ende, nicht wahr? — Wäre, o wäre sie es!

Gut und Heimat sind auf immer verloren. Die Gamonds sind in einem Lande nun, durch das schon Unzählige der Glaubensgenossen hingen und noch täglich hinziehen werden.

Wer immer Kräfte hat und Mittel, der wandert durchs Waadtland weiter, durchs gastfreundliche Bern, fährt auf der Aare hinweg, zieht durchs barmherzige Schaffhausen oder durch Basel und wandert durch Baden oder Württemberg weiter nach Norden. Städte und Fürsten, vor allem der Große Kurfürst, der Herr über das damalige Preußen und über Brandenburg, damals, haben die Flüchtlinge ersucht, in ihre Länder zu kommen, die von Menschen, Industrien und Künsten entblößt sind, haben ihnen die Bürgerrechte, Haus und Boden und Arbeit versprochen. Die Flüchtlinge aus Frankreich werden im Laufe der Zeit Deutschland auf allen Gebieten zur Größe verhelfen. —

Was sollen die Gamonds? Die Eltern sind alt, und die Tochter, wenn nicht an der Seele, doch am Leibe gebrochen. Ein junger Gamond, ein Lieutenant, ist bereits durch Schaffhausen nordwärts gezogen, vielleicht Blanche Gamonds Bruder. Von Genf aus hat sich Blanche Gamonds Mutter aufgemacht, um der Tochter eine neue Heimat zu suchen. In Bern ist sie vom Tode ereilt worden. Dann fährt auch Blanche Gamond von Genf weg, den blauen See aufwärts und durchs herbstglühende Waadtland nach Norden. Bern, darin sie Aufnahme findet, kann sie in ihren Erinnerungen nicht hoch genug preisen. Hier bleibt sie nun mit dem Vater durch Jahre.

Ach, Gnadenbrot bleibt nicht immer süß, arme Blanche Gamond. Der Vater erbebt oft im Zorne. In der Enge zu stehen zwischen ihm und zwischen jenen, die ihnen den Unterhalt geben, mag für Blanche Gamond nicht leicht gewesen sein.

Bist darum, Blanche Gamond, nach fast dreißig Jahren unerfüllter Hoffnung auf Heimkehr, auf Aenderung der Zustände im Reiche, auf Einführung der Gewissensfreiheit — die erst durch die französische Revolution erfolgt ist —, bist darum vielleicht, nach endlosen Krankheiten und Leiden, 1717 nach Zürich gefahren, auf den Rat deiner dortigen Freunde?

Da fandest du die Ruhe. Da fandest du die Heimat — jene Heimat, die jedem Menschen zuteil wird.

Die Erde ist frei, Blanche Gamond, in der du da ruhest. Die Lüfte sind frei, die über die hinwehn.

Sie sind frei, Blanche Gamond, und bleiben frei ewig, wenn wir stark sind, wie du warst, — wenn wir fest werden, wie du es gewesen: wenn wir, Blanche Gamond, Gott treu sind wie du.

Hedwig Anneler.

Nochmals Verdunkelung.

I.

Die neue Verdunkelungsnacht, die vom 27. auf den 28. September, hat uns Verweigern mehr zu schaffen gemacht als die vorhergehenden. Denn die Lage hatte sich verändert. Vorher war diese Verdunkelung ein unwürdiges, ja gottloses Theater. Auch *dagegen* ging unser Protest. Und er ging gegen den Fatalismus, der den Krieg für unvermeidlich hält. Diese Momente schienen nun, wenn nicht weggefallen, so doch abgeschwächt. Nun war ja die *Kriegsgefahr* vorhanden. Nun kam, schien es, auch in das, was vorher ein frivoles Schauspiel war, etwas mehr *Ernst*. Nicht daß unsere Auffassung des Luftschutzes und speziell der Verdunkelung sich im geringsten geändert hätte; sie hat sich immer nur verstärkt. Aber wir fragten uns, ob das, was *Demonstration* sein sollte, diesmal nicht als *Provokation* wirken mußte. Wir hatten ja *immer* zugestanden, daß, wenn auch die Verdunkelung